

Himmuherrgottstärneabenang! Wider die Verniedlichung des Mundartpop

Autor(en): **Friedli, Bänz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schriftenreihe = Collection / Forum Helveticum**

Band (Jahr): **15 (2005)**

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-832948>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

HIMMUHERRGOTTSTÄRNENABENANG! WIDER DIE VER- NIEDLICHUNG DES MUNDARTPOP

Bänz Friedli

Nie zuvor gabs so viel schweizerdeutsche Popmusik. Doch die gesungene Mundart ist zu artig – es gelingt ihr kaum, die Gegenwart abzubilden. Zum Glück gibts die Neuerer Blusbueb und Kutti MC.

«I mir inn rumort e stächende Schmäz», singt Natacha, die Popsängerin aus dem Emmental. Übersetzt in die Sprache, in der junge Schweizerinnen heute wirklich reden, würde das etwa heissen: «Ey, Mann, isch krass. S tuet mehr huere mega weh.» Und da haben wir schon das Problem: Mundartpop boomt wie nie, doch je grösser die Quantität des Ausstosses, desto kleiner die künstlerische und sprachliche Qualität. Mundartpop ist zwar im Hoch, sprachlich aber ist er steif und starr.

Natacha ist nur ein Beispiel für gekünstelten, verdeutschten Dialekt. Niemandem ist der Schnabel so gewachsen, wie sie singt – auch ihr nicht. Privat würde sie sich kaum so ausdrücken. Dabei war es, wann immer schweizerdeutscher Pop seine grossen Momente hatte, die Kunst der jeweiligen Autoren, dass sie ihre elaborierten Texte wie spontane Alltagssprache klingen liessen: Mani Matter, Rumpelstilz, Züri West sangen aus einer Zeit heraus, für eine Zeit. Sie erfassten, verdichteten einen Zeitgeist. «I dire Loge isch es chaut, d Mieti isch nid zahlt, es rägnet oder schneit, es isch zähni, du ligsch geng no im Bett.» Wenige Worte von Züri West genügen, und die Stimmung von Berns bleiernen Jahren ersteht, den wüsten Achtzigern, in denen der Wunsch der Jugend nach Auf- und Ausbruch in Lähmung erstarrte. Eine Wohnung war eine «Loge», die Jungen waren dauerdeprimiert – und genau so, wie Kuno Lauener sang, sprach man damals auf der Gasse. Der Dialekt hingegen, der heute Radioprogramme und Hitparaden dominiert, ist unecht und unzeitgemäss und daher kaum geeignet, die Gegenwart abzubilden.

Wo bleibt der so genannte Jugo-Slang, den heute alle Teenager, auch gebürtige Deutschschweizer, reden? Und wo die Themen, die Jugendliche heute umtreiben: Lehrstellenmangel, Drogen, Integrationsprobleme fremdsprachiger Kinder, Angst vor der grossen, weiten, globalisierten Welt? Erst ein anonymer Musiker aus dem Aargau mit Deckname Blusbueb machte Ende 2004 den Dialekt wieder zum lustvoll lautmalerischen Spiel- und Schlachtfeld. Er

frischte das ewig nostalgische Genre mit einer heutigen Sprache auf, katapultierte den Mundartpop mit einem einzigen Satz in die Jetztzeit: «Dr Hassan macht alli krass an.» Darin vibriert, was die Jugend heute umtreibt. Musik wie diese war überfällig.

Das Jahr 2004 hat den Rekord von 1992, als 400'000 schweizerdeutsche CDs abgesetzt wurden, übertroffen. Allein die Reihe *S bescht Mundartalbum wo's git* von Emi Music, inzwischen bei der vierten Sammel-CD angelangt, verkaufte 350'000 Tonträger. Mit den Erfolgen von Polo Hofer, QL, Plüsch, Florian Ast, Züri West, Mash, Sandee, Scream und anderen belief sich die Anzahl heimisch besungener Platten auf gegen 800'000.

2005 dauerte die Hausse, wenn auch leicht vermindert, an. Der Boom ist verordnet. Die grossen Plattenfirmen des Weltmarktes – Universal, Warner, Emi und Sony-BMG – wiesen ihre geschrumpften Schweizer Filialen in der Krise an, im Inlandgeschäft nur noch auf die Milchkuh Dialektpop zu setzen. Und weil die Jugendlichen, die sich Weltstars wie Gwen Stefani gratis aus dem Web laden, die Songs einheimischer Künstler meist noch loyal im Laden kaufen, geht die Rechnung auf.

Aber inhaltlich? Ist das Gros der Mundartbands bieder, brav, angepasst, will es *Ewigi Liebi* wie Mash, preist es heimwehleidig wie Plüsch die Berge, den Schnee, und, ganz im Ernst, die Schokolade. Vielleicht, weil unsere Jugend wirklich bieder, brav und angepasst ist. Vielleicht, weil der Dialekt, zumal das Berndeutsche, dazu tendiert: zur Verharmlosung, zum Netten, Niedlichen, Nivellierten. Die altertümliche Sprache, nostalgiestarr, diktiert den ewig gestrigen Inhalt. Wenn die Sänger denn überhaupt eine Sprache haben. Meist sind die Liedtexte gespickt mit Germanismen, Leerformeln, falschen Metaphern. «Nackti Wänd, i ha chalti Händ, wott d Gedanke sammle, i bi ne Gfangne», singen Lockstoff. Kein Mensch spricht so.

Vorbei die Zeit, da mundartig unartig bedeutete, aufmüpfig gar. Selbst QL, die sich furchtbar cool geben, wirken mit ihren ruppigen Versionen bekannter Hits nur mehr reaktionär: Ihr Dialektpunk verkommt zur hirnlosen Schunkelei.

Das hat mit der Übermacht des Bärndütsch zu tun. Es ist emotional glaubwürdig, eignet sich für die grosse Geste: «I ha di gärn» – keiner würde das auf Züritütsch singen. Berndeutsch wurde zum Synonym für Mundartrock, selbst der süsse Baschi aus dem TV-Vehikel *MusicStar*, von Haus aus Baselbieter, singt Beinahe-Berndeutsch. He, ja, man hat die Berner einfach gerner.

Die Berndeutsch-Zentriertheit des Mundartpop gründet in der Tradition. Immer wieder greifen Berner Musiker auf sie zurück, Rumpelstilz sangen wie viele andere *Stets i Truure*, Stephan Eicher, Christine Lauterburg, Tinu Heiniger und Büne Huber haben das *Guggisbergerlied* neu vertont. Dieser Schlüssel-Song, nahezu 300 Jahre alt, beweist, dass im bernischen Liedgut früh schon die Schwermut lag: «Niemand wird sich der stillen Gewalt ganz entziehen können, die diese altertümliche, ernste Moll-Weise ausdrückt», sagte der Volkskundler Otto von Greyerz, der 1907 die Liedersammlung *Im Röseligarte* zusammenstellte, über *Vreneli abem Guggisberg*. Weil sich Vertriebene, Streunende, Gesetzlose aus ganz Europa in der Gegend am Sensegraben niederliessen, schlichen sich slawische Schwere und jiddische Gebrochenheit ein. Heute würde man sagen: Blues. Auf dem Fernweh-Blues von *Vreneli abem Guggisberg*, dieser Melancholie, diesem Fortgehen-Wollen-und-dann-doch-Bleiben, diesem Zusammenkommen-Wollen-und-nicht-Können, gründet der gesamte Berner Rock: «S isch äben e Mönsch uf Ärde, und i möcht binem sy.»

Doch es ist nicht allein die Tradition, die Bern zum Hauptort des Mundartpop machte. Es waren schlicht auch die richtigen Figuren zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort. «Es muss nur einer kommen und es tun», sagte Mani Matter, der unvergleichliche Troubadour. Und er tats: befreite das Berndeutsche aus dem *bbluemetete Trögli* der Vergangenheit.

Nur macht Berndeutsch, auch das befreite, die Sprache zum Plüschtier, denn es ist ein runder, gesunder Dialekt, in dem – Himmuherrgottstärnenabenang! – selbst das Fluchen herzig klingt. Sein Sympathiewert ist in allen Erhebungen spitze (daher wird es oft in Werbekampagnen eingesetzt), es ist mit seinen lautmalerischen, dunklen Vokalen gut singbar, es prägte dank des Radiostudios Bern über Jahrzehnte das Land, und es gilt als lieb. Hierin gründet das Glunge-ne-Cheib-Syndrom: Die Sprache ist mitschuldig, dass man die Berner für gmögliche Kerle hält – die man nicht ganz ernst nehmen muss.

Und weil immer wieder Berner Figuren wie Berns Stadtpräsident Alex «Tschäppu» Tschäppät für die Nation den Clown machen, hält sich das Klischee. «Pudi» Latour lieferte, als er noch Trainer des FC Thun war, via Fernsehen Bonmots für die Restschweiz: «Herr Meier, dasch eifach e Gränni!» Nur assoziiert niemand Berndeutsch mit der Gegenwart. Wollte man sich in dem Dialekt zum Hier und Jetzt äussern, man müsste ihn neu erfinden. Et voilà, der Blusbueb hats getan. Sein Berndeutsch ist ein rüder Bastard, aber quicklebendig: «Dr Sepp isch en old fäschen Depp. U dr BH? Dr BH bhaut i eh a, Lea.» Dadaistisch, klangmalerisch, up to date.

Alle zwanzig Jahre muss die Mundart befreit werden. Mitte der Sechziger entstaubt Kurt Marti im Gedichtband *rosa loui* das Berndeutsch, das im Gott-helf-Jargon der Beromünster-Hörspiele und der Franz-Schnyder-Filme gefangen ist, vom Gestus der geistigen Landesverteidigung. «Modern Mundart» heisst das Etikett für den respektlosen Umgang mit der eigenen Sprache, Mani Matter transponiert ihn in die Musik, Span und Polo Hofer erfinden kurz darauf den Mundartrock. Doch schon in seinem ersten Hit *Kiosk* übernimmt Hofer die bürgerliche Warte: «Ja, da chunnt so ne wilde Hippie mit gflickte Hosebei.» Hofer macht das Genre mehrheitsfähig – und öffnet Raum für Rebellion.

Eine neue Generation zeigt, dass man es mit dem Dialekt buchstäblich treiben darf, Martin Frank schockiert mit dem Roman *ter fögi ische souhung*, und Mitte Achtziger, zwanzig Jahre nach «Modern Mundart», sagt und singt sich die Jugend von den Vätern los: «Un i stah hie uf dr Bühni u mache für öich dr Polo – wägem Gäud, wägeme lumpige Huuffe Gäud», rotzen Züri West 1985. Danach schlugen viele einen eigenen Tonfall an: Stiller Has legten subtil das Faschistoide am Gemütlichen frei, Patent Ochsner malten barocke, trunkene Sprachbilder, Florian Ast versprühte Rotzbuben-Charme.

Doch die Neuerer wurden zu Klassikern. Und die Jungen? Tönen wie Rumpelstilz 1975, nur braver. Wie die Alten sangen, so singen auch die Jungen. Sie sind gefangen in der Form, die möglicherweise auch den Gehalt vorgibt, sind nostalgisch statt zukunftsgerichtet, affirmativ statt kreativ. Und bilden ein Land ab, das es nicht mehr gibt. Die gloriose Vergangenheit wird zur Hypothek für junge Berner Musiker, denn wer keine eigene Sprache hat, der hat nichts zu sagen. Pseudojuvenil die ungelenken Texte des Möchtegerngirlies Mia Aegerter, passend zu einer, die ihr Alter gegenüber den Medien nach unten korrigiert. In Allerweltsfloskeln wie «I gseh so vili Mönische uf dr Wält, wo wei öpper angers sy. I bi so, wien i bi» imitiert sie das Japsen der kanadischen Rocksängerin Alanis Morissette, verrät im Gegensatz zu jener aber rein gar nichts über das Lebensgefühl einer jungen Frau. Kisha giesst den alten Kalenderblattkitsch «Vertröim nid dis Läbe, läb dini Tröim» neu auf. Was sagt die Blondine aus Flamatt uns über die Schweizer Jugend 2005, eine Jugend, die sich zwischen Rasern, Rap und Randalen zu behaupten sucht? Nichts.

Das Perfide ist die scheinbare Selbstverständlichkeit. Dialekt scheint bubi-leicht, denn er ist ja allüberall. Der Heimatfilm *Sternenberg* läuft mit Rekord-einschaltquote auf SF 1, *Hinter den sieben Gleisen* wird am Zürcher Schauspielhaus gegeben, *Mein Name ist Eugen* erzielt im Kino Bestwerte. Klar,

man kuschelt sich gern aneinander, wenn die grosse Welt aus den Fugen gerät und die kleine nicht mehr ist, was sie war: Im Kindergarten wird Frühhochdeutsch eingeführt, weil die Kinder hundert Sprachen reden, nur nicht Schweizerdeutsch; in der Unterstufe kommt Frühenglisch. Da liegt der Rückzug ins heimelige «Sahlenweidli» nahe, da hört man gern Pop, der zementiert, was einmal war.

Die Kids auf der Strasse indes schreiben hennä flinke SMS und reden Goran-Slang. «Ich säg dich im Foll, Monn, he, ich wäiss wo dim Huus wohnt, muesch mir nöd aafigge.» Nie floss diese Gegenwartssprache in den Mundartpop ein. Der einzige, der sich 2004 mit Jugendslang beschäftigte, war Tinu Heiniger. Und der ist 58.

Dann kam der Blusbueb mit einem eigenen, nie gehörten Sound und zeichnete mit wenigen Worten ein Bild unserer Vorstädte, wo balkanische Jungmachos in XXL-Kapuzenpullis den ganz, ganz starken Mann markieren. «Dr Hassan macht alli krass an.» Der Satz schrieb Schweizer Popgeschichte. Er führte den Bruch herbei, der nötig war – just 20 Jahre, nachdem die Band Züri West ihrerseits mit den Vorvätern gebrochen hatte.

Der Blusbueb gibt sich nur als Berner aus, er ist keiner. In Bern selber wiegt das Erbe zu schwer. Bezeichnend, dass Nichtberner am lockersten mit der Mundart umgehen: Der aus Österreich zugewanderte Endo Anaconda von Stiller Has ringt dem Berndeutschen Facetten ab, die Einheimische gar nicht wahrnehmen würden: «D Hündeler hündele mit ihrne Hünd.» Und der Aargauer Adrian Stern lieferte den kecksten Mundart-Hit der letzten Jahre: *Ich ha nur welle wüsse ob ich dich chan küsse.*

In der Nische des Rap, des Sprechgesangs nach US-amerikanischem Vorbild, ist der Wandel längst vollzogen: Da zieht das Duo Paar@Ohrä über Bundesrat Blocher her, fährt die junge Zürcherin Big Zis den Mackern an den Karren, reimt Tinguely dä Chnächt: «Zersch gaasch mer uf dä Liim, und dänn chläb der eis. Ich bin en Baschtler, Baby.» Aber das breite Publikum hört keinen Rap. Unter anderem, weil die meist männlichen, meist älteren Entscheidungsträger der massgebenden Plattenfirmen die Schätzchen favorisieren. Eine rotzfreche Jungfeministin wie Big Zis geht leer aus, man setzt lieber auf die herzig anpassungsfähige Walliserin Salome, die 2005 den TV-Wettstreit *Music-Star* gewann. Einzige Bedingung für den Plattenvertrag: Salome musste, anders als ihre glücklose Vorgängerin Carmen Fenk, Mundart singen.

Aber vielleicht setzt sich ja doch eine neue Tonlage durch. Anfang 2005 sorgte der Berner Slam-Poet MC Kutti für Aufhorchen, der in seinen Reimen rasierklingenscharf die nabelgepiercten Teenies porträtiert. Er wirkt zuweilen altklug, spielt mit Germanismen, treibts deftig mit good old Bärndütsch. Aber das ist es ja gerade: Kutti MC artikuliert eine gänzlich neue, eigene Sprache. Weil sie von der Klangmalerei leben, lassen seine Raps sich kaum transkribieren. Die Stimme ist Instrument, der Tonfall macht die Musik aus. «Du bisch so ne sälbschtbewussti urbani Single-Frou, wo Handtäschene mit Stärnemotiv i Chlinschtuflage näht u se när säuber i ds Kulturbüro treit», verhöhnt er Möchtegern-Grossstädterinnen. Gleich darauf liebeskummert er, begleitet von einem jammernden Cello: «I tätowiere mir di Name uf mini Zunge, i bi ne Chummerbueb», dann bricht er die gängigen «Fuck your mother»-Phrasen des Hip Hop: «I lade dini Mueter zum Nachtässen ii.»

Subtil und dadurch umso gemeiner ist Kutti MC. Hatte der Blusbueb, ein Auswärtiger, den Bärner Rock mit primitiv-parodistischem Schalk aufgefrischt, tat es der Berner Kutti nun mit feinerer Klinge, mit gesellschaftspolitischer Schärfe. Brilliant, wie er, der 24-Jährige, hochnäsiger näselernd mit einer Generation abrechnet, die seine eigene ist. In einer Lässigkeit, die an Arroganz grenzt, entlarvt er den Politgroove der Altersgenossen als So-tun-als-ob. Die jungen Globalisierungsgegner? Wollen doch nur Fun: «Chumm, mir göh uf Davos üs chli ga vergnüege.» Hier wie da, bei den selbst ernannten Anti-Faschisten genauso wie bei der SVP, ortet Kutti bloss Floskeln. Zynisch fragt er: «Söu i mitem Hitlergruess oder mit de Peace-Finger uf d Strass gah? Ei Münzewurf besielet mini Gsinnig, o ja.»

Vielleicht ist das frühreife Früchtchen Kutti zu gescheit für den Mainstream. Dann hören wir halt, bis sich sein neuer «ton qui fait la musique» durchsetzt, weiter die konfliktscheuen Plüsch aus Interlaken. Diese derzeit erfolgreichste Mundart-Formation säuselt noch in der Trennung: «Irgendeinisch cha wieder alls so sy, wies isch gsy, oh, wies isch gsy», und wir sehnen uns nach den fiesigen Züri West der Anfangsjahre zurück: Deren Kuno Lauener, das war einer, der sang, wie ihm der Schnabel, wie ihm das Schnäbi gewachsen war. Der beherrschte die Kunst, nicht künstlich zu tönen. Wenn er sich von seiner Freundin trennen wollte, sang er kurz und schnurz: «Cha nümm mit dir zäme sy!»

